

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend.



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 22.

Donnerstag am 24. November.

1853.

Die Belagerung von Antwerpen.

Eine historische Erzählung

von

Adolf Stern.

(Fortsetzung.)

V.

Am Sonntag Mittag war gekommen, mit ihm ein paar Sonnenstrahlen die aus dem weiß gewölkten Himmel hervor und über die Stadt Antwerpen hinlugten. Das Wochentagstreiben auf den Straßen, die rege Geschäftigkeit, welche durch die Belagerung ein noch bunteres Aussehen erhalten hatte, mußte heute der ehrbaren Stille der festtägigen Einförmigkeit Platz machen. Ein paar Fähnlein der Besatzung, aus grönningischen Schiffen gebildet, mit wetterharen, sandfarbigen Gesichtern, rückten in kriegerischen Schritt und Tact, aber ohne den Klang der Trommel oder Pickelpfeife, nach den Außenwerken. Gaudelius, der Magister von Lüttich, der ihren Anführer abgab und einem Soldaten aus Herzog Alba's Schule Ehre machte, brüstete sich gar stolz mit dem Bettelsymbol der Geusen und

der langen spitzen Klinge, der orangenen Schürze und der gleichfarbigen Feder am Hut.

Hinter den Fenstern schauten Frauen und Mädchengesichter auf den jungen Hauptmann herunter, der soldatisch grüßend mit Herrn Jakob Jakobsohn dem Admiral der antwerpischen Flotte zu einem Zwiegespräch zusammentrat, indeß seine Leute, auf die Piken gestützt, die heimkehrenden Kirchgänger und vorzüglich Kirchgängerinnen beäugelten. Auch Margarethe Gruithusen befand sich unter ihnen, an der Seite ihrer Mutter im vielgefälteten, ernst schwarzen Festtagskleide, mit niedergeschlagenen Augen und einer Sonntagvormittagen eigenthümlichen Betfalte an der Stirn, war sie eben keine besonders anziehende Erscheinung. Die schwere Kette von Dukatengold bildete die einzige Erinnerung an das große und ehrenvolle Handelshaus Jacob Gruithusen, dem sie angehörte.

Mit besonderem Mißvergnügen schauten die beiden Herren von der Stadtvertheidigung, der Admiral und der zum Geusenhauptmann umgestempelte Lütticher Magister der Kaufmannstochter nach. Sie tauschten ihre Ansichten erst mit Blicken dann mit scharf accentuirten Worten aus.

„hm“ brummte Herr Jacobsohn, „es wundert mich recht, daß der Neffe des fremden Abenteurers, der junge Ultrico“ —

„Avatesta“ ergänzte Magister Gaudelius.

„Richtig! Avatesta, daß dieser nicht an der Seite der Jungfrau dort ist. Ein sonderbares Verlobniß!“

„Also doch schon verlobt?“ fragte mit ungläubigem Augenzwinken der Magister.

„In aller Form Rechtsens, wenigstens mit dem Willen des Einzigen der da zu fragen war, Herr Gruithusen!“ antwortete der Admiral. „Laßt Euch erzählen! Vor einigen Wochen waren wir zusammen bei Herrn Philipp Matnix dem Bürgermeister. Es befand sich auch der fremde Ingenieur, der Gianibelli aus Mantua dabei und machte allerhand Vorschläge. Denn das geht ihm wie Wasser vom Munde — 's ist erstaunlich, wie reich ein müßiger Kopf an derlei ungezeimten Dingen ist! Die Herren die noch dabei waren, sämtlich Leute, die da wissen wie hoch sie bieten können im Leben, hatten alle einen kleinen Groll gegen den Gianibelli, der bei der Getreidezufuhr am liebsten die Reichen um ihr Geld gebracht hätte, um den Pöbel damit zu füttern! Ihr wißt doch um die Geschichte!“

„O ja! sagte Gaudelius. „Ich fand aber den Vorschlag des Fremden gar nicht so übel! Was sollen die Armen bei einer möglichen Hungersnoth thuen?“

„Ei, junger Mann!“ entgegnete Jacobsohn eifrig, „das versteht Ihr nicht. Was sollte aus dem gemeinen Wesen bei solch unnützer Neuerung werden. Das wäre sozusagen ein Bildersturm auf das Herkommen! Mag der gemeine Mann sehen wie er durchkommt, er sicht vielleicht desto tapferer, wenn er hungert, und das Brod, das er dem Feinde abkämpft, schmeckt besser als das dem Mitbürger gestohlene!“

„Ja es ist weicher — er hat es mit seinem Blute genäßt!“ murmelte der Magister vor sich hin.

Jacobsohn fuhr fort: „um wieder auf meine Rede zu kommen, die Vorschläge Gianibelli's wurden alle zurückgewiesen. Der hochmüthige Tropf ging, er schlug seinen Mantel zusammen, als ob er der König von Spanien und Indien wäre und eben

seine Granden bei sich sähe. Ich dachte: jetzt ist die Zeit, Herrn Gruithusen auszuforschen und machte mich an ihn heran! Ich sprach von Gerüchten, die über seine Margarethe und den Ultrico Avatesta umherliefen, bedauerte, daß die Jungfrau in das Gerede der Leute komme, da ja an Heirath mit solch gelehrtem Windbeutel nicht zu denken sei — nun kurz, ich sprach wie ein anständiger Mann in solcher Lage spricht. Ihr habt doch alles wohl gehört, Herr Magister?“

„Wohl gehört — fährt nur fort, Herr Jacobsohn,“ entgegnete Gaudelius, sammt seinen Untergebenen das Ende der Erzählung erwartend.

„Da aber sah mich Herr Gruithusen ganz wild an! Nicht anders als ob ich ihm eine schwere Beleidigung zugesügt hätte. „Wenn Herr Avatesta nichts ist“ ruft er mir zu „so denk ich, bin ich der Mann, ihn zu etwas zu machen! Verstanden?“ Ich pralle erschrocken zurück, Gruithusen drückt Herrn Philipp die Hand und geht aus dem Saale. Abends war der Gelehrte wie gewöhnlich bei ihm!“

„Erstaunlich!“

„In der That erstaunlich!“ fuhr der schlaue Admiral fort. „Ich will ja gar nichts dagegen einwenden, daß er sein Kind der Neigung folgen läßt, und wenn sie einmal Lust zu Bücherherren hat, auch da nicht einspricht. Aber Jungfrau Margarethe begreife ich nicht! Es sind doch so viele wackere Landesöhne vorhanden, auf die eine Tochter Antwerpens und der Staaten ein Auge werfen könnte. Ihr zum Beispiel, Magister Gaudelius, waret doch früher viel in Gruithusens Hause —“

„Schweigt davon,“ stieß der Lütticher Magister heraus. „Ich hatte einst auch schöne Hoffnungen, die sich an das Haus knüpften. Kommt Jungen!“ wendete er sich an seine Mannschaft und eilte im Sturmschritt die Straße hinunter. Herr Jacob Jacobsohn schaute ihm mit einem halb satirischen, halb bedauerndem Lächeln nach und versank dann in Ueberlegungen, aus denen ihn eine gekannte Gestalt aufschreckte. —

„Herr Avatesta? Gott zum Gruße!“ sagte er verwirrt.

Der junge Florentiner, dessen ungewöhnlicher Ernst selbst dem flüchtigen Beobachter auffallen konnte, schritt mit höflichem Kopfneigen vorüber. Er hatte den reichverzierten Griff seines Degens in die Hand gepreßt. Herr Jakobsohn wich erschrocken einen Sprung bei Seite — er glaubte Avatesta könne sein Gespräch mit dem Geusenhauptmann gehört haben. Erst als er Ulrico aus den Augen verloren, beruhigte sich der würdige Mann.

Ulrico Avatesta stieg nicht wie gewöhnlich die breiten Steintreppen zu den Bohn- und Prunkgemächern des Gruithusenschen Hauses empor. Er klopfte an die Thür des Schreibgemaches — ein Bursche öffnete ihm dieselbe. — Herr Jacob saß vor dem schweren Handlungsbuche und sah etwas wie bekümmert aus. Als er des Gelehrten ansichtig wurde, verdüsterte sich seine Miene noch mehr, er schien es über sich gewinnen zu müssen, ihm die Hand zu reichen. Dann befahl er dem Burschen, das Zimmer zu verlassen.

Sobald er mit Ulrico allein war, fragte er hastig: „seid ihr nun mit eurem Oheim einig! Oder nicht?“

„Nicht!“ entgegnete der Befragte düster. „Wir werdens wohl auch schwerlich werden. Gianibelli besteht darauf, daß ich Katharina Helfast eheliche!“

„Trozkopf! Starckopf!“ schalt der Kaufherr. „Und die Dirne?“

„Konnte ich natürlich nicht selbst sprechen! Sie hat keinen Willen mehr, mein Oheim hat mit ihrem Vater sein Abkommen getroffen und der Schenke kann dasselbe zufrieden sein.“

„In welche Verlegenheit hat mich und uns Euer Leichtsinns gestürzt! Wie sollen wir das wieder gut machen. Denn die Stadt darf nichts erfahren. Habt Ihr ihm denn vorgestellt, wie unglücklich Margarethe werden würde?“

„Ich habe es gethan! Er entgegnete: eins von beiden Mädchen muß unglücklich werden — so mag's denn die reiche Kaufmanns-tochter, die viele neue Freier zum Troste haben wird!“

„Wie ein Advokat des Pöbels“ schalt — Gruithusen. „Aber kommt jetzt zum Essen, man wartet auf uns. Morgen wollen wir die fatale Sache weiter bereden!“

VI.

Die Mittagstafel im großen Zimmer war heute zum Sonntag zahlreicher besetzt als sonst. Außer Ulrico Avatesta, der seinen Platz neben Herrn Gruithusen gefunden und den weiblichen Familienmitgliedern erblicken wir Herrn Franz Jansen, den Buchführer des Hauses in Amsterdam, der herüber gekommen, um Wichtiges mit dem Handelsherrn zu bereden. Er schaute gar steif und ehrbar Margaretha an, und warf mitunter zürzürnende Blicke auf den italienischen Gelehrten, den ihm Frau Johanna als den künftigen Gatten der Tochter bezeichnet hatte. Denn auch er theilte, wie alle ehrbaren Bürger, die Abneigung gegen die „Landsstürzer“ und Avatesta, der ohne Stellung in der Welt umherirrte, mochte ihm wenig mehr erscheinen. Dazu kam noch, daß Spanier und Italiener gleichmäßig in den niederländischen Nationalhaß eingeschlossen waren.

Ein dritter Tafelgast endlich war der hochwürdige evangelische Prediger Petrus Homocarbo. Herr Homocarbo — der ursprünglich Kohlemann hieß, und seinen Namen in barbarisches Latein übertragen hatte, war in Wittenberg gewesen, der Hochschule des neuen Lichtes, und durfte sich rühmen mit Johannes Bugenhagen, mit Philipp Melancthon sogar Briefe gewechselt zu haben. Doch waren diese beiden Mitarbeiter am großen Werke Luthers nicht gerade seine Vorbilder gewesen. Er hatte vielmehr den besten Willen, die Rolle des berühmten Landsmanns Erasmus Rotterdams zu spielen. Ohne gerade dessen Gelehrsamkeit oder auch nur Weltgewandtheit zu besitzen, versuchte er, wie dieser einen gewissen Einfluß zu gewinnen. Eine Eigenschaft hatte er mit ihm gemein: die engherzige Feigheit, mit der Erasmus einst den geachteten Freund Ulrich von Hutten zurückstieß. Noch hatte Homocarbo nicht Gelegenheit gehabt, hier seine Uebereinstimmung mit dem Vorbilde nachzuweisen, es war jedoch nicht zu bezweifeln, daß er sich im rechten Augenblicke bewähren würde. Schon jetzt gehörte er zu den Predigern seiner Lehre, die eine Versöhnung mit den Spaniern, eine Uebergabe der Stadt gegen Garantie für zulässig hielten. Bei der Stimmung des Volks wagte insbesondere Homocarbo nicht, irgend etwas zu unternehmen — er

träumte aber, durch die Kapitulation, nach der er im Geheimen strebte, an die Spitze der Geistlichkeit in Antwerpen versetzt zu werden.

Dieser Ehrenmann war Margarethens Tischnachbar, denn Frau Johanna Gruithusen war seine begeisterte Verehrerin und hätte wohl früher daran gedacht, ihn mit Margarethen zu vermählen wenn nicht verschiedene silberschillernde Haare sich als Altersdocumente ausgewiesen hätten, gegen die Margarethe und ihr Vater gleichzeitig Protest erheben konnten.

Herr Homocarbo blickte anscheinend in den silbernen Suppennapf, dessen Inhalt er mit großem Eifer einschlürfte — doch streiften seine Augen fortwährend die Tischgenossen und suchten die Gedanken derselben in Ausdrücken des Gesichtes zu lesen. So entging ihm auch nicht die ungewöhnliche Verschlossenheit des Hausherrn und Avatestas.

Frau Johanna unterbrach zuerst die Stille, welche bisher gewaltet mit der Frage: „nun Herr Petrus — wie seid Ihr mit meiner Suppe zufrieden?“

Herr Petrus wollte eben eine schmeichelhafte Antwort ertheilen, als ihm Jakob Gruithusen das Wort abschchnitt: „Sie könnte besser sein! So mager! Man schmeckt schon die Belagerung heraus!“

Niemand wagte die Richtigkeit dieser Bemerkung anzufechten, denn in der That schonte jetzt Frau Johanna ihre reichen Speiskammervorräthe mehr als gewöhnlich — sie dachte an Zeiten dringender Noth. Doch erlaubte sich Herr Franz Jansen gegen Herrn Homocarbo gewendet zu sagen: „man muß Gott danken, wenn in solcher Bedrängniß, wie sie die verdammten Spanier und Italiener herbeigeführt haben, noch ein Nüpfchen Suppe ruhig gegessen werden kann!“

Der Nachdruck, den Jansen auf das Wort Italiener legte, der zürnende Blick, den Herr Jacob Gruithusen gleichzeitig mit Ulrico auf seinen Buchführer schoß, veranlaßte Herrn Petrus Homocarbo salbungsvoll zu entgegnen: „wohl sind Spanier und Italiener gegenwärtig unsre Feinde — werden sie's aber immer sein? Wer Gott fürchtet und Recht thut an allerlei Volk, der ist ihm angenehm!“

Der wackre Prediger wiegte sich noch im Wohl-

gefühl seines wohl aufgenommenen Ausspruches, als Natse die Küchenmagd, mit verlegener und verwirrter Miene hereintrat und dem Herrn die Meldung überbrachte, daß draußen ein fremder Herr mit einer Frauensperson sei und eingelassen zu werden verlange.

Die Tafelrunde erstaunte, Ulrico Avatesta wurde bleich und flüsterte dem Kaufherrn einige Worte ins Ohr, die denselben zum sofortigen Aufstehen veranlaßten.

Es war indessen zu spät, — eben als Gruithusen der Thür zuschritt, öffnete sich dieselbe, und an der Hand ein schüchternes, verweint aussehendes Mädchen haltend, trat Gianibelli in das Zimmer.

Margarethe flog mit einem schmerzlichen Ach! ihre Mutter mit einem Schrei des Erschreckens in die Höhe. Petrus Homocarbo und Franz Jansen schauten mit Spannung auf den ganzen Kreis der verschiedenen Personen, in dessen Mitte jetzt Gianibelli trat und dem erschütterten Neffen nicht einen Blick schenkend anhob: „der Grund meines Kommens ist der: einen Schurken zu zwingen, seine Pflicht zu thun. Mein Neffe, der Baccalaureus Ulrico Avatesta aus Florenz, hat dies Mädchen, Katharina Helfast, die Tochter eines ehrlichen antwerpischen Bürgers durch das Versprechen der Ehe verführt, und weigert sich sein Versprechen zu halten! Ich habe wohl nicht mehr nöthig zu sagen!“

Ulrico Avatesta, dessen Augen aus ihren Höhlen hervortraten, dessen Stirn sich näste und um dessen Mund es zuckte, wurde am Losbrechen durch die polternde Stimme Jakob Gruithusens gehindert. Der ehrenveste Kaufmann hielt sich auf die Lehne seines Sessels gestützt und sagte scharf und entschieden: „wenn Ihr meint Herr, daß Ihr durch solch zudringliches Eindringen in meine Wohnung das erzwingt, was Herr Avatesta Euch als vernünftiger Mann verweigert, so irrt Ihr! Wenn Ihr meint, Jacob Gruithusens Willen sei auf Sand gebaut, und eine Dirne wie die dort ihn kenne und ändern, so irrt Ihr wieder. Leichtsinzig hat euer Neffe, mein lieber Sohn, gehandelt und er bereut. Aber Ihr, Herr, handelt wie einer, der nicht weiß, was Schick und Brauch bei rechten Leuten ist und als ob Ihr mit solchen zeitlichen nicht zusammengekommen wäret. Ein schimpflich Spiel! Pfui schämt Euch!“

Dieser Schluß wurde von einem Gelächter begleitet, in das sofort Frau Johanna, und auf einen Wink des Kaufherrn, auch Herr Homocarbo mit einstimmten. Gianibelli, der so stolz aufgerichtet dagestanden, brach beinahe zusammen. Eine solche Aufnahme seines Entschlusses, der ihm schwere innere Kämpfe gekostet hatte, war ihm nicht beigegeben. Wie ein Held war er hier eingetreten, wie Pickelhäring wurde er hier aufgenommen.

Schon wollte er das immer verwirrter werdende, verschüchterte Mädchen mit sich fortziehen und eiligst davon eilen, als plötzlich Margarethe die bis jetzt nach Fassang gerungen, ihm in den Weg trat. Die klaren Augen mit Thränen gefüllt, fragte sie die Schenkentochter: „sprach er zu Euch von Liebe?“

„Oft und viel!“ entgegnete Katharina bebend.

„Noch vor kurzer Zeit?“

„Noch vor vier Wochen!“

Margarthe wandte sich zu Avatesta, der sich etwas erholt hatte.

„Geht!“ sagte sie mit erzwungener Kälte „geht, Ulrico! Ihr habt mich nie geliebt! Ihr habt mich belogen!“

„Bei Gott im Himmel!“ rief Ulrico „Gnade, Margarethe! hätte ichs bis heute nicht gewußt, daß ich Euch liebte, jetzt wüßte ich's!“

Aber Margarethe hatte bereits den Arm ihrer Mutter ergriffen und hatte das Zimmer verlassen. Ulrico warf sich in einen Lehnstuhl und verhüllte mit beiden Händen das Gesicht.

Gianibelli schaute der Jungfrau bewundernd nach und sagte vor sich hin: „Du wärst eines bessern werth gewesen!“

Dann wandte er sich zu Herrn Gruithusen und machte ihm eine kurze stumme Verbeugung. „Komme, Ulrico“ sagte er dabei befehlend.

Willenlos erhob sich der Gelehrte und folgte dem Oheim, der seltsam wie er gekommen, zur Thür hinausschritt und die drei Herren in größter Bestürzung zurückließ. Jacob Gruithusen war noch betäubt von dem ganzen Vorfall. Herr Petrus Homocarbo schaute mit einer etwas einfältigen Miene vor sich hin und wußte noch nicht wie er sich das Geschehene zurecht legen sollte. Franz Jansen aber, der Buchführer flüsterte ihm zu: „sogar die Sünde wollte der Herr in Schutz nehmen, um seinen Plan durchzusetzen. Es sollte aber nicht sein, Margarethe sollte keinen Magister bekommen, sie wird eines Kaufmanns Weib, wie's in der Ordnung ist!“

Da richtete sich Gruithusen in die Höhe.

„Natje“ rief er mit Anstrengung seiner Stimme, „Natje, Sorge dafür, daß heute Abend der Magister Gaudelius von Lüttich zum Imbiß gebeten wird!“

Auf der Straße hatte indeß Gianibelli den wankenden Ulrico ein Stück fortgeführt und sagte jetzt ernst mahnend zu ihm; „noch ist's Zeit, Ulrico! Noch kannst Du alles wieder gut machen! Halte Dein leichtsinnig gegebenes Versprechen und ich bin Dein liebender Oheim nach wie vor!“

„Satan vergelte Eure Liebe!“ fuhr Avatesta auf. „Fluch Euch, die Ihr mein Glück zertrümmert! Fluch Deinen ehrgeizigen Plänen, denen Du mich opferst! Fluch Dir, elende Dirne! Fahrt zur Hölle allesammt!“

Mit furchtbarer Aufregung riß sich der junge Mann dabei von Gianibelli los, spie vor der weinenden Katharina Hellsaft verächtlich aus — und stürmte, Beide stehend lassend, die Genter Straße nach einem, ihm vom Hauptmann Antonio bezeichneten Hause hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Widmung.*)

Das ist ein Sähren, Ringen,
Ernst ist der Gang der Zeit,
Doch Enges zu vollbringen

*) Aus „Carlo Zeno“ Gedicht von Rudolph Gottschall. S. die Bücherchau.

Ist nimmer sie bereit,
Auf den Erlöser harret sie
Und dennoch kommt er nicht,
Wie traumverzaubert starrt sie
Der Zukunft in's Gesicht.

Kein Prahlen kann ihr frommen,
Kein Seufzen löst den Bann,

Doch soll der Heiland kommen,
Steckt eure Lampen an!
Wenn Manneskraft und Tugend
Die eigne Brust erhellt,
Dann winken Lenz und Jugend
Der winterlichen Welt.

Was hilft's um Formen streiten,
Die Formen sind nur Schein,
Das Spiel der bunten Zeiten
Und Wechsel ist ihr Sein.
Doch, wo zu edlem Wollen
Sich edle That gesellt,
Da beugt sich ohne Grollen
Dem Siegenden die Welt!

Und sind die Zeiten eisern
Seid Dichter nicht von Sammt,
Splett nicht mit erten Reifern
Wenn rings euch Gluth umflammt.
Was soll ein süßiges Nasen
Auf einem seidnen Pfuhl,
Es greif in eure Taschen
Kein weibisches Gefühl!

Nicht jung genug zu schwärmen
Im düstgen Märchenkleid.
Hört auf euch abzuhärmen
In altem Lied und Leid.
In solche Seufzerbrücken
Werst kühn den Feuerbrand,
Denn soll ein Wurf euch glücken
Sei männlich stark die Hand!

Ihr müßt für Männer singen
Denn Männer braucht die Zeit,
Die mit dem Schicksal ringen
Kampfmuthig, todgeweiht.
Nicht solche, welche schwanken.
Wenn hoch das Feuer glüht,
Mit zweifelnden Gedanken,
Mit zauderndem Gemüth!

Nicht solche, die zerrissen,
Mit lahmen Hohn und Erett
In geistigen Finsternissen
Verlachen Welt und Gott.
Nicht wilder Thyrsuszwinger
Bacchantisches Getön,
Nicht finstre Weltbezwiner,
Die nun sich selbst erhebn.

Nicht feile Schlepenträger,
Von jedem Wind bewegt,
Nicht die Gedankenjäger,
Die Schatten nur erlegt.
Nicht, wer aus eignem Holze
Den andern Gößen schnitt

Und mit des Bettlers Stolze
In seiner Tonne sitzt!

Der Mann, der volle, ganze,
Der Mann aus einem Guß,
Den mit geweihtem Kranze
Geschmückt der Genius,
Der muthig ohne Banken
Den Opfertod erwählt,
Der Thaten und Gedanken
Und Geist und Herz vermählt.

Vergleich an würdiger Tugend
Die Helden Roms begrüßt,
Den Irrthum seiner Jugend
Mit großen Thaten büßt;
Der fest am Vaterlande
In bösen Zeiten hält,
Dem Andank selbst und Schande
Nicht edeln Sinn vergällt.

Der noch mit grauen Locken
Bewahrt die Jugendkraft,
Im Kampfe unerschrocken
Im Denken unerschlast;
Vom Schicksal schwer getroffen,
Noch fest im Busen hält,
Des Friedens heiliges Hoffen,
Den Traum der bessern Welt.

Dies Bild aus fernen Zeiten
Beschwor ich jetzt ans Licht,
Schon rauscht es in den Saiten
Der Dichter rührt sie nicht.
Die Sonne weckt die Töne,
Das Lied, wer Großes schuf,
Dem Großen folgt das Schöne,
Ein Widerhall dem Ruf.

Venedig, meine Harfe
Durchbraust Dein Klage laut,
Du steigewordne Larve,
Des Meeres Marmorbraut;
Du Sybille, die hingekauert
An seinen Pforten liegt,
Von Räthseln bangdurchschauert,
Das Haupt in Träumen wiegt.

Veriensü in die Lagune,
Wen deine Tage trifft,
Tod ist gebeimite Rune
Aus Deiner Räthselchrift.
Du wirst Geheimnißvolle
Vom Oedipus besiegt.
Der Dichter liebt die Rolle,
Die bei der Maske liegt.

Und aus dem Marmergrabe,
Wo Zen.'s Staub verscharrt,
Ruft mit dem Zauberstabe
Er ihn zur Gegenwart,

Ja, rauscht durch meine Saiten
Von setzter Kraft ein Hauch,
Berweht sein Sturm der Zeiten
Des Liedes Opferrauch.

Eine Reliquie von Friedrich Schiller.

(Schluß.)

Dresden, d. 4. Juli 1787.

Ihren letzten Brief habe ich mit dem Einschluß von 21. Louisdor empfangen, und bezeuge Ihnen hier meinen ergebensten Dank für dieses Zeichen Ihrer Zufriedenheit mit meinem Stücke und für diese freundschaftliche Beschleunigung, die mich nun in den Stand setzt, meine Reise ungestört anzutreten. Auch in Herrn Hubers Namen danke ich Ihnen, der sich für eine Uebersetzung, für eine Arbeit von 14 Tagen, vollkommen befriedigt sieht. Was ich jetzt wünsche, besser Schröder, ist, daß auch Sie Urtache haben möchten, das Opfer, das Sie Ihrem Gefühle gebracht haben, als Kaufmann nie zu bereuen.

Daß Sie den Großinquisitor weglassen müssen, bedaure ich sehr. In Ihrem Falle (gesetzt daß Sie ihn bei der Censur durchbringen) würde ich es auch mit einem nur leidlichen Schauspieler wagen. Meine Gründe sind: der Großinquisitor darf fast gar keine Mimik haben, seine ganze Sache ist Declamation, deutliche starke Uebersetzung des Textes. Was kann Ihr Geist nicht über mittelmaßiges Talent vermögen! Stutzen Sie ihn auf. Wenn er nichts thut als verständlich sprechen, so haben Sie sich eine interessante Scene gerettet. Wählen Sie sich aus Ihrer Gesellschaft einen Schauspieler, der noch nie von sich sprechen gemacht hat, den das Publikum bi jetzt ignoriert hat. Bringen Sie mir, sich und dem Vergnügen des Publikums das Opfer, einige Stunden mit ihm zu verlieren. Es kann nicht fehlen, er wird durch die Wichtigkeit der Sache sich selbst erheben. Ueberlegen Sie meine Bitte, und (ist sie Ihnen nicht schlechterdings unerfüllbar) so bieten Sie die Hand zu ihrer Vollstreckung.

Die Auskunft mit dem Geiste halte ich nicht für so ganz anstößig. Der abenteuerliche spanische Muth, der Geist der Liebesintrigue und noch mehr, die anschauliche dringende Noth entschuldigen ihn, machen ihn begreiflich. Doch reizt vielleicht die Heftigkeit der Erwartung den Zuschauer über gewisse Scrupel hinweg und wir können Carlos mit der Königin zusammen kommen lassen. Dann könnte also die ganze Erfindung mit dem Gespenste weggelassen werden. Verma erschien sogleich nach En-

digung der heftigen Scene mit dem Könige — oder Sie lassen den Vorhang mit Alba's letzten Worten fallen: „ich gebe Madrid den Frieden“ — und ziehen ihn mit der Scene auf, wo er mit Ferial zurückkommt. Schade aber für Verma's letzte Scene mit Carlos. Sie wird sehr rühren, wenn Sie einen guten Verma haben. Ich schließe mit einer Bemerkung, die ich in den Gesetzen unserer Seele gegründet und durch die Erfahrung bestätigt finde. Stücke, worin große heftige Affekte spielen, endigen sich schöner — ruhig und stille als rasch und reißend.*) Ich werde nun gerade nach Weimar gehen, wo ich einige Monate zuzubringen gedenke. Um die Leipziger Michaelismesse, vielleicht noch vorher, sehen Sie mich in Hamburg. Mit einem meiner Stücke müssen Sie's nun aufs Ohngefähr wagen. Haben wir uns gesehen, hab' ich mich in Ihrer Bühne erst orientiert, so kann vieles anders werden.

Ein Brief von Ihnen an mich ist verloren gegangen, denn auf die Uebersendung der offenen Fehde habe ich keine Antwort von Ihnen erhalten. Mich wundert dieses sehr, denn der Fall ist mir selten begegnet. Ich kann ihn mir durch nichts erklären als allenfalls dadurch, daß Sie unterlassen haben — Dresden — Neustadt auf die Adresse zu setzen, weil für Neustadt und Altstadt besondere Bureaux sind. Ihren nächsten Brief bitte ich nach

*) Die erste Aufführung des Don Carlos in Hamburg fand am 30. August 1787 statt, und zwar in der jamaikanischen Sprache. Gouard Doyent sagt darüber in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst:“ „Seine Aufführung war die einzige in Deutschland, welche große Sensation erregte, das Publikum forderte laut ihre Wiederholung für den nächsten Tag, und bewahrte ihr einige Zeit ihren Antheil. Die Schwierigkeit der neuen poetischen Sprache wurde freilich nicht überwunden und die Haltung mancher Rolle in dem ungewohnten Tone verfehlt, aber durch die Lebendigkeit und natürliche Wärme, mit welcher die Darsteller der Hauptrollen ihre Charaktere unbestimmt um ängstliche Beobachtungen der poetischen Form, ergriffen und ausführten, wurde hier die Sympathie des Publikums dem Gedichte gewonnen, das in allen andern Städten kalt gelassen hatte. Schröder vollendete diesen Triumph des natürlichen und charakteristischen Spielers durch seine Darstellung des König Philipps, worin er, ohne irgend eine rhetorische Prätension, durch die gewissenhafteste Mischung der Farben und Züge einen wahrhaft individuellen Charakter zu erschaffen verstand. Gewiß haben wir uns seine (Schröders) Darstellung sehr verschieden von der Tyrannenmanier, in welche die Rolle seltsamerweise seitdem gerathen ist, zu denken.“

Weimar zu adressiren. Noch eine kleine Bitte, lieber Schröder — der gedruckte Carlos wird nächstens in Hamburg sein, bieten Sie die Hand zu seiner schnellen Circulation. Ich zweifle nicht, daß die Lektüre des Stücks die Erwartung auf die Vorstellung spannen wird.

Ganz der Ihrige
Schiller.

Weimar, d. 25. Sept. 1787.

Meine jetzigen Verbindungen in Weimar lassen es jetzt nicht zu, daß ich diese Stadt verlasse, ich muß also die Reise zu Ihnen noch länger verschieben. Aber ungeduldig erwarte ich Nachrichten von Ihnen, wie die Vorstellung des Carlos ausgefallen ist. Wollen Sie, mein Lieber, mit diesem Wunsch erfüllen? Ueberhaupt hatte ich von Ihnen auf ein Zeichen des Lebens. Geben Sie mir Ihr Herz und Ihren Geist so lange auf Papier, bis ich mit beides von Ihrem Angesicht holen kann.

Schiller.

Weimar, 25. März 1801.

Dem. Mattiegeck, welche mehrere Jahre bei hiesigem Theater als Sängerin gestanden und jetzt in derselben Qualität nach Hamburg zieht, wünscht von mir ein Wort der Empfehlung an den Primas

der deutschen Bühne. Sie ist zu bescheiden, um zu hoffen, Ihre Aufmerksamkeit durch ihr Kunstverdienst auf sich ziehen zu können; aber da sie ganz freunds- und rathlos in die ihr ganz fremde Hamburgische Welt sich hingeworfen sieht, so würde die geringste Notiz, die Sie von ihr nehmen, und irgend ein freundliches Wort, das Sie zu ihrem Besten sprechen, von großem Vortheil für sie sein. Und darum bitte ich in ihrem Namen.

Zugleich kann ich diese Gelegenheit nicht vorbei lassen, Sie im Namen meiner Weimarischen Freunde an Ihr Verprechen vom vergangenen Jahre zu erinnern, daß Sie eine längere Zeit bei uns zubringen wollen. Die recht baldige Ausführung dieses Vorhabens kann Niemand willkommen sein, als Ihrem aufrichtig und ergebenen Freunde und Verehrer

Schiller.

Verprochenermaaßen übersende ich Ihnen mein neues Stück, aber in der Form wie es gedruckt erscheint, nicht wie es gespielt wird. Haben Sie die Güte, es nicht aus der Hand zu geben. Diesen Mittag habe ich das Vergnügen, Sie zu Tisfurth zu sehen.

Mit vollkommener Ergebenheit

der Ihrige

v. H. 31. Jul. 1801.

Schiller.

(Jahreszeiten.)

Bücherchau.

Carlo Zeno. Eine Dichtung von Rudolph Gottschall. Breslau, Verlag von Trewendt und Granier 1854.

Gottschalls seit längerer Zeit vorangekündigtes Epos „Carlo Zeno“ ist nun erschienen und liegt in würdigster Ausstattung Seitens der Verlangshandlung dem Publicum vor. Mit hoher, ungezählter Freude müssen wir ein Werk begrüßen, das wie wenig andere Zeugniß redet von der poetischen Kraft der Gegenwart und das eine Waffe gegen die sich tagtäglich mehr überhebende, absprechende Kritik sein kann.

Nach der „Göttin“ des Dichters, mußten die Erwartungen, mit denen man Gottschalls neuer

Arbeit entgegenseh, hochgespannt sein. Und „Carlo Zeno“ hat diese Erwartungen nicht nur gerechtfertigt, sondern auch noch übertroffen.

Mit diesem Gedichte hat Gottschall bestätigt, daß er den besten Dichtern der Nation würdig zur Seite steht, und daß von seinem Schaffen noch das Größte und Höchste zu hoffen ist.

In fünf feurigen prächtigen Gesängen „der Abenteurer“ „der Krieger“ „der Gatte“ „der Bürger“ „der Pilger“ betitelt, singt uns der Dichter ein Heldenleben aus dem goldenen Buche der Meerreskönigin Venedig. Wir unterlassen eine Erzählung des Inhalts — was sollen wir den Stoff, den glühende Poesie erfaßte, in trockne Prosa übertragen,

Wir sehen das bedeutsame, reichbewegte Handeln und Wirken eines ganzen Mannes:

„Den mit geweihtem Kranze
Ge schmückt der Genius!“

wir sehen in großen und kühnen Umrissen ein Gemälde der Zeit, wir sehen in Byzanz und Venedig ein „Rollen der Bewegung.“ Farbenpracht der Schilderung, hoher und ernstlicher Schwung der Gedanken, Kühnheit und Tiefe der Bilder, rhythmischer Wohlklang, kurz das Höchste, was unverfälschte Begeisterung und Sprache zu leisten vermögen, hat sich hier vereinigt. Was soll da noch das Kritikkeln? Es thut Noth, daß wir uns aus der Blasfärberei aufraffen und uns wieder im vollen freudigen Genießen an etwas hingeben, das der Theilnahme würdig ist. In diesem Sinne sei es allen Freunden der Kunst und der geistigen Schönheit warm empfohlen. Wir wissen wohl, wie wenig unsere schwache Stimme im Gebiete der Kritik und des Recensententhums bedeuten will, wir wünschen aber doch ein kleines dazu beitragen zu können, daß Rudolph Gottschalls herrliches Werk vom Publikum erkannt und gewürdigt werde. Eben darum auch theilen wir untern Lesern die „Widmung“ desselben in heutiger Lieferung mit.

Dolores. Ein Gedicht. Zweite Auflage. Halle, Verlag von Walter Debrück 1854.

Die zweite Auflage des vorliegenden Gedichtes, (welches angeblich von einem den höchsten Kreisen der Gesellschaft angehörigen Manne herrührt) beweist, daß es trotz lebhaften Widerspruches von Seiten der Kritik eine günstige Aufnahme beim Publikum gefunden. In der That wäre es gerecht, dem anonymen Vater dieser „Dolores“ poetische Begabung und zwar mehr als gewöhnlichen Schlanges abzusprechen. Eine gute Erzählungsgabe, eine wohl zu respectirende Gewandtheit und mitunter recht glückliche Einfälle sind durchaus nicht zu verkennen. Und doch ist das Werk ein verfehltes, ein vom ästhetischen Standpunkte aus zu verwerfendes. Die Schilderungen der Pariser Revolutionsgräuelp sind geradezu armselig, „Pikanterien“ wie sie sich vielfach finden, geziemen wohl den „Zuschauern“ im „Keller-geschoß der Neuen Preussischen Zeitung,“ nicht aber dem Dichter. Ob die Zeit- und Tendenzpoesie, an der unsre Kritik einige Jahre schwer darnieder gelegen, dem Epos helfen könne, ist eine Frage, deren Bejahung wir fürs erste, und mindestens nach der „Dolores“ nicht übernehmen möchten. Nicht einmal das große Drama der ungarischen Revolution hat der Dichter würdiger auffassen mögen, als ein russischer Feuilletonist in Blättern für Haus, Gemüth und Publicität. Die Mißstimmung, die dadurch

bei dem unbefangenen Leser entsteht, wird ihn auch für das Gute des Werkes weniger empfänglich machen.

Jedenfalls hat der Dichter durch den Wehrauch einer gewissen Kritik und die anonyme Schmähschrift gegen Robert Prus nichts gewonnen.

Joseph. Ein idyllisch-episches Gedicht von R. Dieterici. Tangermünde, G. Döger'sche Buchhandlung 1854.

Es ist in der That erstaunlich, in den Reihen des heutigen Dichterthums, das:

„mit dem Geiste unverzagt

den Himmel selbst zu stürmen wagt!

einen Musengänger zu erblicken, der noch nicht einmal bis zu Schiller und Göthe vorgedrungen scheint und in der Einleitung zu seinem Gedicht alles Ernstes „den Sänger des Messias“ zum Muster nimmt. Jeden Respekt vor Klopstock und seinen Verdiensten — aber nur Bewunderung über den barocken Einfall, einen altbiblischen Stoff in ungerimten Versen dem Publikum von 1855 zuzumuthen! Den Frommen von heute — die zum Theil geschworne Feinde der Kunst sind — dürfte dieser „Joseph“ nicht süßlich und stänelnd genug erscheinen. Wir rathen Herrn Dieterici wohlmeinend, seine Begabung in anderer Weise geltend zu machen, denn so wenig wir der flüchtigen Neigung des Tages Rechte über den Dichter zugestehen, so wenig darf dieser seiner Zeit eine totale und widersinnige Geschmackreaktion zumuthen.



Havana. Episch-lyrische Dichtung von Adolf Böttger. Leipzig, Hermann Costenoble 1855.

Zum erstenmal wieder seit Erscheinen seiner „düstern Sterne“ tritt Adolf Böttger mit einer selbstständigen Produktion vor das Publikum. Die Uebersetzungen Racineschen (Phädra) und Ponsardischer (Dorysseus) Tragödien, so wie die Herausgabe einiger Sammlungen hat indes seine rastlose Thätigkeit bewiesen. In dieser „Havana“ nun, einem Poem, ausgestattet mit Duft und Glanz, der die Produktionen Böttgers stets charakterisirt, reißt dem Kranze seiner Werke eine schöne neue Blume an. Das Gedicht, welches uns in die ersten Zeiten der spanischen Eroberungen in Amerika zurückführt und die Gegensätze der Civilisation und des reinen aber rohen Naturzustandes eigenthümlich verflücht, beruht auf einer Fabel, die Gründung der Stadt Havana anlangend, die der Dichter in höchst glücklicher und sinniger Weise ausgebaut hat. Die Erzählung ist einfach und spannend, die Charaktere

zeichnung treffend, die Situationenschilderung brillant. Der melodische Wohlklang der Sprache, die Fadellosigkeit der Form versteht sich bei Böttger von selbst.

Das elegant ausgestattete Werk ist Jagor von Sivers mit einem hübschen Widmungsgedichte zugeeignet.

Gedichte von Moriz Graf Stachwitz. Breslau, Verlag von Trewendt und Granier 1855.

Bilder der Nacht von M. Solitaire. Landsberg a. d. W., Volger und Klem 1852.

Stunden am Meer von Laurian Moris. Erfurt, Bartholomäus.

Aus einer nicht geringen Zahl lyrischer Früchte, Blüten und Keime wählten wir die drei obengenannten Sammlungen von Gedichten aus, die wir mit gutem Gewissen empfehlen können. — Die Bedeutsamkeit des Talents von Moriz Graf Stachwitz ist selbst von sonst strengen Kritikern anerkannt worden. In der vorliegenden zweiten Auflage der „Gedichte“ finden wir die Lieder eines Erwachenden und die „Neuen Gedichte,“ die so lebhafteste Theilnahme beim Publikum gefunden, vereint. Das Durchlesen dieser Ergüsse einer lebendigen poetischen Kraft — hat uns viel Freude gemacht, so daß wir herzlich unsern Lesern einen gleichen Genuß wünschen. Das ist doch noch ein warmes, frisch pulsirendes Leben, ein ächtes Dichterherz und Gemüth, welches das Panier der Schönheit und des Genusses schwinnt!

Guzkow meinte neulich in seinen Anregungen, man solle nicht so viel Rühmens von gesunden Naturen machen, die Gesundheit sei kein Verdienst. Sie ist es aber doch in einer Zeit, wo die Poeten nach Plan und System kränkeln und dem Publikum weiß machen wollen, ihre Schwindsucht sei eben die rechte Gesundheit, weil sie zum Himmel führe. Zum Himmel vielleicht! ob aber zum Heil? Von dem allen findet sich bei Stachwitz nichts. Kraft, Frische, Ursprünglichkeit zeigen gerade bei ihm deutlich, daß sie recht gut Platz haben neben Zartheit und Grazie. Der splendid ausgestattete Band dürfte ein passendes Festgeschenk sein.

Andrer Art sind die „Bilder der Nacht“ von M. Solitaire. Der Dichter liebt es, sich in das Dämonische, Unheimliche, oft Grauensvolle zu versenken, er hat das stets gethan und wir entfassen uns noch recht wohl der seltsamen Empfindung, die uns einst beim Lesen seines „Faust“ beschlich. Aber die Art, mit welcher er seine Nachtbilder malt, düstre Umrisse entwirft und dunkle Farben aufträgt, zeigt den berufenen Dichter, der in der Bahn wandelt, in welche ihn seine Individua-

lität weist. Viele Tragödien sind hier in den reichen Rahmen des Gedichtes gedrängt und der ernste Sinn mag sich an ihnen ergötzen.

„Stunden am Meer“ von Laurian Moris enthält in einem kleinen nett ausgestatteten Bändchen die Ergüsse eines klaren Geistes. Reife der Gedanken und eine schöne Sprache sind die Verdienste derselben, die schon allseitig anerkannt wurden und die Beachtung des Publikums verdienen.
R. R.

Louis Gallait und die Malerei in Deutschland.

Eine Episode aus der modernen Kunstgeschichte. Nebst einer Abhandlung über den Begriff des Malerischen und das Wesen der Malerei. Von A. Feichlein. München, Buchhandlung von Christian Kaiser. 1853.

Der Verfasser sucht in vorliegendem Schriftchen aus dem Für und Wider, welches Louis Gallait's letztes Bild „die Schützengilde von Brüssel“ erregt hat, ein klares unbefangenes Urtheil durch Hinweis auf die Nationalität des angefochtenen und gepriesenen Malers zu ermöglichen. Sein Styl ist klar und lebendig, seine Gedanken auch dem Laien verständlich. Die Abhandlung über den Begriff des Malerischen, die einen zweiten wichtigen Theil des kleinen Buches bildet, schließt er folgendermaßen:

Wir unterscheiden im Ausdruck nach den beiden Hauptseiten malerischer Darstellung den stereotypen des Charakters, welcher an der individuellen Form haftet, und den momentanen der Erregung, welcher dem musikalischen Elemente der Stimmung entspricht, und sich durch malerisches Mienen- und Gebardenspiel von der Stimmung zur Handlung fortbewegt.

Bermöge des momentanen Ausdrucks ist dem Maler allerdings die Scala menschlicher Empfindungen und Gedanken aufgeschlossen, aber der momentane Ausdruck ruht auf dem stereotypen, welcher an der Form haftet, und ihn also in den Schranken der Erscheinung festhält. Empfindungen, Gedanken, Leidenschaften u. s. w. muß die Malerei an Charakteren und Handlungen objektiviten überhebt sich aber die Phantasie, Leid und Freud, Liebe und Haß, Glaube und Zweifel u. an sich darzustellen, d. h. personifiziren zu wollen, statt das ewige Lebensräthsel in individuellen Charakteren und Handlungen zu symbolisiren, so bringt sie die Malerei in Widerspruch mit der Grundbedingung ihrer Existenz, mit der sinnlichen Erscheinung, welche für abstrakte Begriffe keine Form, also auch keinen Ausdruck hat. Die Ausschweifung der Malerei in die Abstraktion ist es, welche so oft mit ihrem Abschweifern in die Poesie verwechselt wird, sie ist leider häufiger und gefährlicher als die letztere, denn sie ist

nicht bloß die Erbsünde der Malerei, sondern aller Kunst überhaupt. Die Todssünde der Allegorie rächt sich an der Malerei jederzeit dadurch, daß sie, eben weil Begriffen keine malerische Realität zu Grunde liegt, nach der Gattungsschönheit des Antikplastischen strebt, aber meist nur den Bastard derselben erzeugen kann: das Conventiönelle. Eine so schale Form reicht natürlich nicht zur Personifikation eines Begriffes aus, und so muß man, um dennoch zu charakterisiren, zu den niedrigsten Gegenständen der hochmüthig verachteten Realität greifen, zu den traurigen Attributen. Es ist bezeichnend genug, daß gerade jene Zeit, welche am meisten mit mißverstandnem Griechenz- und Römerthum kokettirte, der Allegorie am gründlichsten verfallen war.

In den Allegorien des vorigen Jahrhunderts feierte die Phantasie ihre klassische Walburgisnacht. Daß die Auswüchse des Phantastischen, in seiner geheimen Ironie auf die positive Erscheinung, auf den romantischen Blockberg führen, haben wir schon früher angemerkt. Die abstraktesten Allegorien haben auch nicht selten eine Wahlverwandtschaft zu den sinnlosesten Arabesken gezeigt, und in wilder Ehe thessalischer Hexen mit nordisch-mephistophelischen Phantomen wäre es denn freilich ein leichtes, die allersehnte Versöhnung des Klassischen und Romantischen zu vollziehen.

Springen wir vom halben Scherz auf den ganzen Ernst über. Nach dem Gesamteindruck unserer Betrachtungen über das Verhältniß des Malerischen zu den Sphären der übrigen schönen Künste, ließe sich wohl sagen, die Malerei sei ihrem Wesen nach die geborne Vermittlerin zwischen den klassischen Tendenzen der Architektur und Plastik einerseits, und den romantischen der Musik und Poesie anderseits. Fragen wir uns nun, was mit dem vielbesprochenen Traumbild einer Verschmelzung des Klassischen und Romantischen innerhalb der Malerei selbst gemeint sein könne, so müßte sie doch wohl in der Totalität der Malerei, d. h. durch das vollständige Gleichgewicht ihrer beiden Hauptkräfte, Form und Farbe, und in deren höchster Vollendung vollzogen werden. Dieser Aussicht dürfte die Kunstgeschichte widersprechen. Welche Zeit könnte sich einer vollständigeren Herrschaft über die Darstellungsmittel der Malerei rühmen, als die Zopfzeit? Und doch hat sie mit all ihrer Virtuosität nur das gerade Gegentheil der Veröhnung des Klassischen und Romantischen erzielt: deren Persiflage im Allegorischen und Grotesken! Forscht man nach dem Grunde dieser Verkehrtheit, so wird es allerdings beargwöhnlich, wie eine maßlos zwischen groteskem Taumel und nüchternen Abstraktion hin und her schwankende Phantasie sich dergestalt abgeschwächt hatte, daß sie die zügelnde Idee nicht mehr zu fassen vermochte, welche allein den über-

müthigen Naturalismus der sinnlos sinnlichen Virtuosität zu bändigen vermocht hätte. Die glorreichen Thaten, (man kann es nie genug wiederholen) die glorreichen Thaten unserer neudeutschen Kunstreformatoren waren es, welche die Würde der Malerei durch die Würde der Idee wiederherstellten. Sie hatten richtig gefühlt, daß der formelle Halt der Stylbildung nur von dem Inhalte abhängt. Dennoch wurde auch jetzt nicht überall bestimmt genug das Grundübel des Verfalls in dem Zwiepalt abstrakter Denkweise und naturalistischer Fertigkeit erkannt.

Man wandte allzusehr seinen reformatorischen Haß gegen den Naturalismus allein. Da wurde denn (klingt es nicht paradox,) den Malern das Malen das verdächtigste an der Malerei, und es entwickelte sich eine Selbstüberschätzung der Zeichner und Componisten, welche sich eben so einseitig brüstete, als ehemals die der Coloristen. Diese Einseitigkeit hat es verschuldet, daß sich gerade der ernstern Kunstrichtung bald wieder, wie eine kunsthistorische Ironie der conventiönell allegorische Zopf anhängte. Ein zufälliger Blick in die gleichzeitige Kunstentwicklung der Franzosen und Belgier war hinreichend, jene neueste Contrerevolution der Realisten herauf zu beschwören, welche sich nicht entblödet, bereits auch die ewige Wahrheit wieder anzuzweifeln, welche uns die Cornelianische Reformation neuerdings geoffenbart hatte: den Werth des bedeutenden Kunstgehaltes, der Idee. Aus dieser gedrängten Reihe naheliegender Erfahrungen, (welche in der vorangehenden „Episode moderner Kunstgeschichte“ des weiteren erörtert wurden,) haben wir zwei gewichtige Lehren zu ziehen.

Erstens: das Wesen der Malerei ist keineswegs in die gleichmäßig virtuose Behandlung, wohl aber in die einheitliche Durchgeistigung ihrer Darstellungsmittel, Form und Farbe, zu sehen. Jede einseitige Übung der Einen rächt sich durch eine Contrerevolution der Andern. —

Zweitens: diese Durchgeistigung kann nur aus dem Kunstgehalt, aus der maßgebenden Idee fließen, deren Würde die Würde ihrer Erscheinungsform bedingt.

Eine indirekte Bestätigung dieser beiden Sätze können wir den neuesten Bervollkommnungen mechanischer Kunstmittel entnehmen. Oder welchen andern Werth und Einfluß könnte das Lichtbild auf die Kunst haben, als daß es einerseits durch seine staunenerregende Naturtreue die Malerei zum höchsten Aufgebot ihrer gesamten Darstellungsmittel herausfordert und selbst eine neue Quelle des Naturstudiums öffnet, anderseits aber, indem es das chemisch-fixirte Naturbild neben das durchdachte und empfundene Kunstwerk stellt, nachdrücklicher, als jemals ein Aesthetiker vermocht hat,

von slavischer Nachahmung und profaischem Naturalismus, als einer eitlen Concurrenz der Kunst mit der Natur, abmahnt, und durch diese Negation gleichfalls die Idee als die einzige Macht erscheinen läßt, welche die Kunst in der Sündflut mechanischer Künste über dem Wasser halten wird. —

Nach alledem können wir es wagen, den Begriff des Materischen in zwei Worte zu fassen: das Materische ist das Sinnige im Sinnlichen.

Einer ausgedehnten historischen Betrachtung der einzelnen Fächer der Malerei in den verschiedenen Kunstepochen muß es vorbehalten werden, dazuthun, daß dieser Begriff auf alle passe.

Seine Tragweite für die Totalität der Malerei wird schon anschaulich, wenn wir beobachten, wie in ihm das Wesen der Malerei sich umgränzt und zugleich in das Wesen aller Kunst zurückkehrt. Wo sich in seiner sinnlichen Seite die architektonischen und plastischen Prinzipien des Organischen und der klassischen Ruhe in die modern-romantischen der Charakteristik und Bewegung ausweiten, da drängt seine sinnige Seite, die Idee, welche vom Charakteristischen und Bewegten nur das für ihren Ausdruck Wesentliche fordert, nach organischer Nothwendigkeit und klassischer Ruhe zurück. — Wo dagegen seine sinnigen bewegten Tendenzen, Stimmung, Ausdruck und Handlung ihn in die modern-romantischen Gefühls- und Gedankenphären der Musik und Poesie aufzulösen drohen, da fesselt ihn seine sinnliche Hälfte in den Schranken der Erscheinung, und leitet in Wahl und Auffassung des Stoffes die materische Idee, durch den einzig möglichen plastisch-gebundenen Moment, auf das klassische Maß zurück. — Und so fielen denn die einzig vernünftige Versöhnung des Klassischen und Modernromantischen mit dem Begriff des Materischen und dem Wesen der Malerei in höchster Kategorie zusammen, sie wäre nichts anderes, als in neuen Formen die alte Größe und Einfachheit, welche Winkelmann als das vorzügliche Kennzeichen der bildenden Kunst bei den Griechen aufgestellt hat, und deren jede Kunst um so fähiger ist, je reiner sie auf ihre Art hält.

Wer von Euch, die Ihr jemals einen Pinsel geführt habt, möchte ihn nicht muthlos fallen lassen, wenn man von Eurer Kunst die Verwirklichung dieses Doppelideals in jedem Einzelnen ihrer Werke verlangen wollte! Aber die Noth und der Trost jedes Strebenden ist, daß eben jedes Ideal eine Totalität in sich schließt, welche einzelnen Menschen, ja einzelnen Menschengeschlechtern, nur relativ unerreichbar ist. Das Ringen und Streben darnach nennen wir Kunstgeschichte.

Mit der Kunstgeschichte verhält es sich wie mit der Weltgeschichte. Die absolute Totalität des

Weltgeistes, wie des Kunstideals muß sich im historischen Sein gestalten, um zur Erscheinung zu kommen. In diesem Gestaltungsprozeß ist der endlose Kampf des unendlichen Geistes mit der endlichen Form gesetzt. Denn jede Gestalt ist zwar keine aufgezwungene, aber eine in freier Selbstbestimmung selbstgesetzte Schranke. Jede Werkdringung ist also eine Selbstbeschränkung, welche die Localität des Absoluten, Idealen, relativ realisiert. Indem sich das Allgemeine als ein Besonderes, zeitgemäßes, Klimatisches und Nationales gestaltet, erfüllt es die Doppelbestimmung seines Allwesens, ewige Neugestaltung also Umgestaltung eines unveränderlichen Wesens: die unwandelbare, endlose Schöpferkraft offenbart sich in einer ebenso endlosen zeitlichen und räumlichen Wandelbarkeit des Geschaffenen. Alles historische Sein, in der Kunst wie in der Weltgeschichte ist somit der ominösen Dreieit, der Entwicklung, Blüte und des Verfalls unterworfen, periodisch und räumlich an die Völkerwanderung über den Erdball gekettet. Und so wie für den Weltgeist im ewig erneuerten Wechselschlage der Staatengeschichte, das Ziel des historischen Prozesses nicht die absolute Freiheit, sondern nur die relativ weiteste Schranke der Freiheit, d. i. die relativ freieste Staatsform ist, so ist es für das Kunstideal nicht seine totale, sondern nur seine relative Gestaltung, nicht die absolute Schönheit, sondern nur ihre möglichst umfassende Sinnbildung.

Werfen wir noch einmal den Blick auf die Kunstzustände der Gegenwart, so sehen wir den Kampf der Stylbildung heftiger entbrannt als je. Kaum können sich die Partien auf dem politischen Schlachtfelde bunter und bitterer gegenüberstehen, als auf dem ästhetischen von der äußersten Linken der radikalen styloser Naturalisten, bis zur äußersten Rechten ultrakonservativ-byzantinischer Starrheit. — Wohl möchte man in den Streit rufen: „Friede mit Euch allen die ihr mindestens nicht muthlos die Waffen streckt, und noch immer Herz und Sinn, Ruhe und Glück an eine Kunst wendet, welche in sich selbst zerklüftet, meist nur getheilte und zweifelhafte Erfolge verspricht. Und in der That, hat jeder einzelne Strebende unter solchen Umständen mehr als je das Recht von jedem einzelnen Genießenden zu verlangen, daß er nach dem Grundsatz richte, welchen Lessing an die Spitze seiner Hamburger Dramaturgie gestellt hat: „der wahre Geschmack ist der allgemeinste, der sich über Schönheiten jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen erwartet, als sie nach ihrer Art gewähren kann.“ Dieser schöne tolerante Grundsatz wäre vor allen uns Deutschen zu empfehlen, die wir so leicht aus der Tugend, fremde Eroberungen richtig zu würdigen, in die Untugend verfallen, heimische Erbüter zu unterschätzen. — Es steckt in ihm ein

gutes Schwert, womit jede nationale Kunst das tyrannische Scepter abstrakter, ästhetischer Theorien pariren kann, und zwischen die Feldlager der realistischen und idealistischen, der französisch-belgischen und der deutschen Kunstanschauungen tritt er mit dem evanaelischen Friedenstraktat: „gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist.“

Aber sollen wir die Toleranz soweit treiben, daß sie zuletzt noch die Modetranken in ihren Schwächen und Launen verhätschelt? — Nimmermehr! — Seid so milde dem Künstler, als er es streng, in seiner Weise, mit der Kunst meint! —

Niemand wird glauben, daß es noch möglich sei, die hohe Flut modernen Kunststoffes in die Rinnale früherer Kunstepochen zurückzudämmen, oder daß sich ein Styl, etwa nach dem Typus der vielarmigen indischen Götzen bilden müsse, welcher mit wenig allegorischen Figuren den ganzen malerischen Kosmos ausdrücken könnte. Denn nicht mehr noch weniger hat unsere universelle Bildung für die Kunst angesprochen, als alles, was dem äußeren und inneren Blicke anschaulich ist, kaum daß sie noch der Wissenschaft die Objekte des Telescop's und Mikroskops als ihr apartes überläßt.*)

Es wird also wohl darauf ankommen, daß die Stylbildung moderner Weltanschauung innerhalb der unabweislichen Stoffmasse Halt gewinne und einen Gesetzgeber finde, welcher die radicalen Naturalisten zur Ordnung ruft, und die zaghaften Konservativen auf eine sichere Hoffnung hinweist, als das Brett der zertrümmerten Bauhütte irgend eines vorzeitlichen Styles zu bieten vermag, auf welchem sie vergeblich gegen den Strom kämpfen. Dieser Gesetzgeber kann aber kein anderer sein, als der alles durchdringende Gedanke, welchen wir im Verlaufe unserer Betrachtungen, überall mit der Reichthum des Schöpfers in der Schöpfung verschwinden, und doch durch seine der Form wie der Farbe maßgebende Auffassung in jedem Zuge des Kunstwerkes hervortreten sehen. Die umfassende Natur des Gedankens, welche die musikalische Stimmung der landschaftlichen Lyrik, den Roman des Lebens wie die großen Epen und Dramen der Geschichte sammt den Helden- und Göttermvthen aller Zeiten und Völker mit gleicher Würde zu erfüllen vermag, sichert der Malerei ihre kosmopolitischen Stofferrungenschaften. Die maßgebende Auffassung aber, welche bei dem einzelnen Künstler durch Art, Umfang und Ausbildung seines Talentes individuell bedingt, im Allgemeinen aber der direkte Ausfluß

*) Während diese Schrift unter den Händen des Setzers war, lieferte der Katalog der diesjährigen Münchner Kunstausstellung folgende Nummer: 10. Bisd in Paris. Guliver auf der Insel der Riesen. Blumen und Insekten mit Hülfe des Mikroskops treu nach der Natur vergrößert.

des Genius und der Bildung eines Volkes und seines Jahrhunderts ist, weist die stofflich-kosmopolitische Kunst der Neuzeit in die konkreten Schranken des Nationalen zurück und muß sie trotz jenes unerhörten Stoffgebietes vor kosmopolitischer Zerfahrenheit behüten.

Wenn wir Ursache haben, der deutschen Kunst insbesondere den Beruf zur Darstellung des Sinnigen im Sinnlichen zuzuerkennen, in welchen wir das Wesen der Malerei gesetzt haben, so mag sie auch, als das Amen unserer Betrachtungen, eine wiederholte und dringende Warnung vor jener kosmopolitischen Zerfahrenheit hinnehmen, für welche der deutsche Genius leider nicht minder inclinirt. Möge sie sich erinnern, daß jede Kunstblüte bei den antiken wie bei den mittelalterlichen Völkern, in Egypten wie in Griechenland, in Italien wie in unserer Heimat, in nationalem Boden wurzelte, daß dagegen die Malerei niemals denationalisierter, kosmopolitisch-zerfahrener war, als zur Zeit der Kunststielei des gedankenlosen Virtuosenwindels und abstrakten Gylchertendünkels, da Frankreich die Hegemonie der Köpfe und Perücken innehatte. Ob die deutsche Kunst sich diese Warnungen noch rechtzeitig zu Herzen nehmen werde oder nicht, davon wird ihr künftiges Schicksal abhängen. Noch ist es in ihre Hand gegeben, ob sie die Tiefe ihres Wesens in dem dargebotenen Stoffreichtum verschwelgen, und das Ideal abermals an die naturalistische oder conventionelle Schalthheit verrathen will, oder aber ob es gerade ihr vorbehalten sein soll, die sämtlichen sogenannten Fächer der Malerei in jene Tiefe ihres Wesens zu versenken, und aus derselben in eine größere Nähe des Ideals emporzuheben, welches über allen schwebt, und in allen relativ realisierbar ist. Wählt sie das Letztere, so ist es ihr Werk, wenn Landschafts-, Genres und sogenannte Historienmalerei endlich in den beiden höchsten, der Würde der Kunst, wie der Größe moderner Weltanschauung entsprechenden Kategorien einer im tiefsten und weitesten Sinne naturhistorischen und kulturhistorischen Kunst zusammentreffen.

Wer nicht ein Wunder erwartet, der kann, soweit unsere Blicke reichen, keinen anderen Weg entdecken, auf welchem die Kunst noch fortzuschreiten vermöchte, als den bezeichneten, auf dem die Abstufungen der bisherigen Kunstfächer so lange zu höheren Stufen ausgebaut werden müssen, bis sie alle, von verschiedenen Seiten emperglimmend, die Spitze der Pyramide erreichten, welche auf breitester Basis ein und dasselbe Ideal gipfeln läßt. — Wie auf diesem Wege fortzuschreiten sei, welche Strecken bereits angebahnt, oder schon zurückgelegt seien, auf welchen man dagegen die Richtung verloren, oder über das Ziel hinausgeschossen: auch dies sind Fragen, deren Beantwortung noch umfassendere Erör-

terungen erheischen. Vorläufig mag es genügen, eine Ansicht vom Wesen der Malerei aufgestellt zu haben, welche auf dem positiven Boden des Gegebenen mit allen vorhandenen Streitkräften anbindet. Wer aber in der zeitweiligen Zersplitterung und buntscheckigen Ausrüstung dieser Streitkräfte nichts als die trostlosen Zeichen des Verfalls erblicken wollte, der soll uns doch nicht streitig machen, daß es für alle Fälle männlicher wäre, sich beim Sonnenuntergang für das Tagwerk des nächsten Son-

nenaufgangs zu rüsten. Daß aber auf jeden Abend ein Morgen folge, ist eine Hoffnung, welche, solange die Welt steht, nicht trügen kann. Ehe nicht der Schöpfer sich erschöpft, und seine letzte historische Form ausgelebt hat, wird auch das letzte Blatt in den Annalen der Kunstgeschichte nicht umgewendet werden! —

Die Leser werden aus dieser Ausführung ersehen, was sie von Teichleins Schrift zu erwarten haben.

Feuilleton.

Literatur und Poesie.

Neue Poesien. Im Verlag von Carl Rumpel in Hannover erschienen soeben: „Lieder“ von Julius von Rodenberg; bei Trevendt und Granier in Breslau: „Carlo Zeno“ epische Dichtung von Rudolph Gottschall. Von kürzlich veröffentlichten „Gedichten“ nennen wir die von W. Elemen, N. Delius, A. Schaffer. Von Adolph Böttger steht ein Band neuerer „Gedichte“ in den nächsten Wochen in Aussicht.

Musik und Theater.

Noch einmal das Schauspiel von Max Ring. Wir meinten in voriger Nummer, daß die Berliner Hofbühne ein Schauspiel von Max Ring „die Zeit ist hin wo Bertha spannt“ angenommen habe. Das Stück ist indeß auf dem Stadtheater zu Hamburg gegeben worden, und hat dort leider ein vollständiges Fiasko gemacht. Es ist, wie die „Jahreszeit.“ berichten, geradezu ausgelacht worden — was allerdings nicht für den Werth des seltsam betitelten Drama's spricht. Noch muß indeß eine oder die andere Aufführung von weiteren Bühnen erwartet werden, ehe ein Endurtheil abgegeben werden kann.

Die Bestalin in Dresden. Ehre dem Ehre gebührt — ist ein Spruch, welchen unsere Journalist sich im Allgemeinen eher zum Muster nehmen könnte, als sie es zu thun scheint. Unsere Correspondenten haben zu verschiedenen Malen das Opernrepertoire des Hoftheaters zu Dresden und zwar nicht mit Unrecht angegriffen. So erst neulich bei dem

taklosen Einstudiren der „Opernprobe“ von Porzing. Nicht unerwähnt darf es aber darum bleiben, daß die „Bestalin“ von Spontini als ein classisches Meisterwerk in der letzten Zeit auf der Dresdner Bühne erschien.

Goethe's Faust. Man schreibt uns neuerdings aus Berlin: Dingelstedt, der die Münchener Bühne mit großer Umsicht, Geschicklichkeit und Liebe zur Sache leitet, beabsichtigt im nächsten Jahr das interessante Unternehmen zu machen, den zweiten Theil von Goethe's Faust auf die Bühne zu bringen, und damit dem deutschen Publikum dieses große Dichtwerk in seiner ganzen Vollendung und Abgeschlossenheit vorzuführen. Es ist das allerdings eine sehr schwierige und großartige Aufgabe, bei welcher dem Intendanten der Dichter wesentlich zu Hilfe kommen muß. So hat Dingelstedt sich genöthigt gesehen, zur Vervollständigung des äußern scenischen Zusammenhanges eine ganze Scene hinzuzudichten. Diese Kunstvorstellungen, die Dingelstedt im nächsten Sommer, am Geburtstag Goethe's beginnen will, werden dann wie die Sophocleischen Tragödien einen fortlaufenden Cyclus bilden. Am ersten Abend soll der erste Theil des Faust gegeben werden, und an den beiden nächsten Abenden der zweite Theil. Dingelstedt, welcher mit wahrer Begeisterung an die Ausführung dieses Unternehmens geht, hat für dasselbe auch die Theilnahme der Münchener Künstler gewonnen, und in den Ateliers der dortigen Maler und Bildhauer wird eifrig an Coulißen und Sculpturen gearbeitet. Selbst Kaulbach hat versprochen einige Zeichnungen zu liefern, um die Bühne darnach zu decoriren. Auch die Musik soll diesem weiten Theil ihre Mithilfe weihen. Wie man sagt, wird der hiesige durch seine bereits in vier Auflagen erschienenen, auch in's Englische, Französische und Russische übersehte Compositions-

lehre bekannte Professor A. B. Marx die Compositionen übernehmen, wozu freilich wohl freilich niemand aequanter wäre, als dieser phantasievolle, gelehrte und tiefdenkende Componist. In den hiesigen literarischen Kreisen hat diese Idee Dingelstedt's sehr viel Theilnahme gefunden. Die bekanntesten Schriftsteller haben ihm ihr Wort gegeben, zu dieser wahrhaft großen Feier des Geburtstages unseres großen Nationaldichters nach München zu kommen, um dieser Aufführung beizuwohnen. Dieselbe soll auch äußerlich viel scenische Pracht entwickeln.

(Jahreszeiten.)

Correspondenz.

○ Leipziger Wochenchronik.

(12. November.)

(Stadttheater: Das Haus des Barneveldt; Beklemmungen; Frl. Gilbert; Doktor und Apotheker; der Erbförster. — Schillerfest. Gewandhausconcert. — Concert des Musikvereins Euterpe.

Das Stadttheater hat Dinzelstedt's „Haus des Barneveldt“ wiederholt. Auch bei der zweiten Vorführung blieb die Theilnahme eine lebhafteste und allgemeine, obgleich das Haus nicht eben sonderlich gefüllt war. In der That verdient das Dinzelstedt'sche Trauerspiel den ihm geschenkten Beifall. Man Einzelnes zu rügen sein und als Concession an das durch Frau Birckpfeiffer und Compagnie verwöhnte Publikum den höhern und reinern Intentionen der Kunst zuwiderlaufen, so wird dies durch eine treffliche Gestaltenzeichnung, eine herrliche Diction und wahrhaft große Momente parallelisirt. Wir geben der Hoffnung Raum, bald wieder ein zweites, vollkommeneres Werk des Dichters auf den Brettern zu begrüßen. Die Besetzung der Hauptrollen hier durch Herrn Stürmer (Moritz von Dranitz), Herr Rudolph (Rainer Barneveldt, Forstmeister von Holland), Herrn v. Theateraven (Wilhelm Barneveldt, Commandant der Festung Begen op Boom), Frl. Schäfer (Walburg), Frl. Liebich (Cornelia von der Maritz), Frl. Huber (Frau von Oldenbarneveldt) war eine glückliche. Wie überall zündete auch hier der wahrhaft imposante erste Akt des Dramas am meisten.

Sens war im Theater neu: „Beklemmungen oder der Schuster und sein Sohn.“ Nach den Ergänzungen. Das Lustspiel wurde deutsch aversiffen. — Die Sängerin Frl. Gilbert aus Berlin hat zu ihrem hiesigen Gespielen beigetragen und die Hoffnung einer Besetzung des Coloratur-

faches ist dadurch aufs neue ins Weite gerückt. — In der Oper steht neu einstudirt die Dittersdorfsche Oper „Doktor und Apotheker“ bevor. — Nach der Theaterchronik haben auch wir endlich Otto Ludwig's „Erbförster“ zu erwarten. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden und Geduld ist eine deutsche Erbtugend! —

Das vierzehnte Schillerfest brachte uns einen Vortrag Rudolph Gottschall's: „über die Bedeutung des Schillercultus.“ Klar, lichtvoll, durchaus edel und schwingreich war derselbe die Krone der diesjährigen Feier. Ein Prolog Gustav Kühn's, ursprünglich für die Festaufführung des „Wilhelm Tell“ im Theater bestimmt, die wegen des Gewandhausconcertes unterbleiben mußte, wurde, wie „die Schlacht“ von Herrn Laodrey, das Kriegslied „Graf Eberhardt“ von Frau Günther-Bachmann vorgetragen. Die Musik erfreute sich einer reichen Vertretung. Neben den brillanten, aber gar nicht am Platze seienden Vorträgen der Herren Wieniawski wurden Compositionen Schiller'scher Gedichte vom Concertmeister David (der auch die Leitung des musikalischen Theils der Feier übernommen hatte) gesungen. Schumann's Duvertüre zur „Braut von Messina“ und eine neue Duvertüre zu „Wallenstein“ von dem jungen hiesigen Componisten Emil Büchner waren die größern Tonstücke, die zur Aufführung gelangten. Die erstere ist bekannt, die letztere bestätigte den ehrenwerth strebenden Künstler. Eine Festtafel mit Gesang und Toasten gewürzt bildete wie stets den Beschluß der Feier.

Im Gewandhausconcert kamen die Duvertüre „im Hochland“ von Niels W. Gade und Beethoven's A-Dur Symphonie zu Gehör. Frl. Maria Wieck entzückte die zahlreichen Verehrer ihres Pianofortespiels. Das erste Concert des Musikvereins Euterpe brachte Weber's Duvertüre zu Euryanthe und die F-Dur Symphonie von Schumann. In Frl. Emma Koch lernten wir eine treffliche jugendliche Sängerin kennen.

Paris, den 18. November 1853.

Der Geschützdonner von Utinizza und wenn die letzten Nachrichten sich bestätigen, die Brandfeuer von Bukarest haben den Beginn der Pariser Wintersaison gut accompagnirt. Die letzten und wenigen hiesigen Russen und Anbeter machen sich auf den Weg, in das türkische Lager zu desertiren, seit der Erfolg nicht auf der Seite der Kosaken zu sein scheint. Und hat Paris nicht seine glänzendsten Feste gefeiert, als französische Heere auf den

Schlachtfeldern standen? Und wird es nicht ein eigener Reiz sein, die abwechselnden Nachrichten vom Kriegsschauplatz in die Causerien der Logen und Salons zu mengen, oder einen Tanz durch ein Bulletin unterbrochen zu sehen? Und wird nicht die feine, nach Aufregungen schmachtende Gesellschaft sich nicht Sympathien und Emotionen hingeben, wenn die ganze Nation so lebhaften Antheil an den Ereignissen im Osten nimmt? Wenn auch die „Unien“ noch in einigen Antichambres des Faubourg St. Germain und von den alten Weibern der Diplomatie gelesen werden, so ist es doch augenscheinlich, daß die Türken hier in Mode kommen und während der Saison eine bedeutende Rolle spielen werden.

Die italienische Oper wurde, wie angekündigt, Dienstags mit *Conerentola* von Rossini eröffnet. Der Erfolg dieser ersten Vorstellung war in jeder Beziehung außerordentlich. Um zuerst vom Publikum zu sprechen, haben wir seit Jahren im Saale Ventadour nicht eine so glänzende Gesellschaft gesehen. Die ganze Elite der Pariser Gesellschaft war anwesend, auch nicht eine Loge, nicht ein Platz waren unbelegt und Damen, Toiletten und Diamanten wetteiferten mit einander an Schönheit, Reichtum und Glanz. Die erwarteten Reifröcke, Puder und Hofkostüm haben sich nicht blicken lassen und versichert man, daß damit gewartet wird, bis der Kaiser und die Kaiserin die italienische Oper mit ihrem Besuche beehren. Gold und Silber, Puder trugen übrigens viele Damen in den Haaren.

Die Albani (Gräfin Frapoli), Tamburini, Gardoni und Rossi sangen die Hauptpartien der Oper. Der Triumph der Albani war vollständig, Gardoni und Rossi erregten einen wahren Enthusiasmus, für Tamburini möchte es indessen Zeit sein, seine Künstlerlaufbahn zu schließen, die einst so mächtige Stimme des berühmten Sängers möchte nach einer Carriere von 30 Jahren Ruhe verdienen. — Große Heiterkeit erregt im Publikum die gerichtliche Klage eines deutschen Grafen Dykiewicz gegen den Direktor der großen Oper, welche am 16. vor dem Civiltribunal verhandelt wurde. Der Gegenstand der Klage ist bekanntlich eine schlechte Aufführung des Freischütz auf der ersten Bühne der Welt und der Kläger verlangt eine neue, vollständige und getreue Aufführung jener Oper und einen Spectakel für sich. Der Advocat des Grafen Dykiewicz ist der berühmte Lachaud. Das Gericht verurtheilte den Kläger zu einer Caution von 1000 Franken für die Kosten und vertagte den Gegenstand auf 8 Tage. Das Pariser Publikum sieht übrigens in der Klage des Leipziger Musikkenners mehr als eine Excentricität und eine Sucht, Aufsehen zu erregen; es giebt dem Kläger Recht, und

wenn Herr Roqueplan den guten Einfall hätte, sich verurtheilen zu lassen, so würde die musterhafte Aufführung des Freischütz in Folge eines Urtheils des Civilgerichtes ein außerordentlich volles Haus machen. Die Revue des deux Mondes klagt ebenfalls über den Verfall der wahren, der klassischen Musik in Frankreich. Unter allen Componisten der Neuzeit findet sie keinen einzigen, der einen nachhaltigen Eindruck auf seine Zeitgenossen hervorgebracht hätte. Auch über Berlioz, der in Deutschland in letzterer Zeit so gefeiert wurde, fällt die Revue ein ziemlich wegwerfendes Urtheil. Ein Uebelstand ist es, daß mehrere der Componisten, welche fast ausschließlich das Theater occupiren, zugleich in den großen Blättern Musikkritik treiben, während die musikalischen Zeitungen in dem Besitze der Musikalienhändler mehr dem Verlage derselben als der Kunst dienen müssen. —

Alphonse Karr wurde vorgestern wegen eines Preßvergehens zu 100 Fr. Strafe verurtheilt. Er hatte in dem literarisch-artistischen Journale „Paris“ seine *Wespen* fortgesetzt. Dieses Journal ist eine kostspielige Caprice des jungen und reichen Grafen Villeneuve, welcher Geist und Talent genug besitzt, um unter den Schriftstellern, deren großmüthiger Mäcen zu sein er den Ehrgeiz hat, selbst einen ehrenvollen Platz einzunehmen. Die neuen *Wespen* des A. Karr rechtfertigen übrigens nicht den Ruf des Verfassers. Ihre Stacheln waren stumpf geworden und es mangelte ihnen an Witz. Da sollte die politische Anspielung nachhelfen, aber als sie zu persönlich wurde, schritt das Gericht ein und verurtheilte Journal und Verfasser. Nach dem Urtheile könnte Paris unterdrückt werden. Man meint indessen, die Regierung wird das mehr noch pikante als geistreiche Journal „les petites soirées de la maison d'or“ seiner Unschädlichkeit wegen fortbestehen lassen. Das Verlangen nach Spielhäusern taucht immer wieder auf. Die Sehnsucht nach den grünen Tischen macht sich in offener und versteckter Weise, in Prosa und in Versen Luft. Es liegen in diesem Augenblicke der Regierung mehrere Eingaben vor, in denen die Concession für Eröffnung von Spielhäusern verlangt, und dem Staate dafür eine fabelhafte Summe geboten wird. Unterdessen vergeht beinahe keine Nacht, ohne daß die Polizei eine geheime Spielhölle aufhebet. Die Localitäten finden sich meistens im Faubourg Montmartre d. h. im Quartier der Foretten, welche niemals fehlen, wo Gold keine Chimäre ist.

In Bordeaux fand in letzter Woche ein glänzendes Stiergefecht statt. Aber der Verein gegen Thierquälerei hatte sich zahlreich eingefunden und die Toreades wurden ausgepefften. A. B.

Redaktion, Druck und Verlag von Friedrich Neumann.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.